

59–63) – überwiegen zunächst (noch) die Gemeinsamkeiten. Einen ersten tiefen Einschnitt bilden das Bündnis der Päpste mit den Franken (Kapitel 14: 77–82), der Streit um die Jurisdiktion und Mission auf dem Balkan (Kapitel 18: 106–112) und die Neuausrichtung der frühbyzantinischen Gesellschaft im Gefolge des Bilderstreites (Kapitel: 13: 71–76).

Mit dem 8./9. Jahrhundert gewinnt die Darstellung deutlich an Ausführlichkeit und Tiefe. Ch. widmet dem ereignisreichen Patriarchat des Photios (Patriarch 858–867 und 877–886) und dessen Konflikt mit Papst Nikolaus I. rund ein Viertel des Buches (Kapitel 20–30: 119–192). In dieser Epoche sieht Ch. zu Recht die ideellen Grundlagen des späteren tiefen Risses zwischen Ost und West. Das Filioque, der umstrittene Einschub in das Glaubensbekenntnis, wird nun zur Waffe gegen das Papsttum. Bei allen Gegensätzen und ekklesiologischen Friktionen bleibt aber das Bewusstsein der einen Kirche erhalten (190). Differenzen in Liturgie und Brauchtum gewinnen in einem Klima des Misstrauens zunehmend an Bedeutung, etwa die von Unteritalien ausgehende Kontroverse um die Verwendung von ungesäuertem Brot (Azymen) bei der Liturgie. Diese bildet den Hintergrund für die Bannflüche, die Kardinal Humbert von Silva Candida und Patriarch Michael Kerullarios 1054 gegeneinander richten (Kapitel 32–33: 200–218). Dieses Geschehen darf theologisch nicht überbewertet werden, manifestiert sich hier doch vor allem eine negative wechselseitige Wahrnehmung (216: „a declaration of cold war“).

Bei allen Gegensätzen fehlt es auch damals nicht an Vermittlungsversuchen in Ost und West. Der Erzbischof Theophylaktos von Achrida (11. Jh.; 221) ist hier ebenso zu nennen wie der bemerkenswert selbstkritische Prämonstratenser Anselm von Havelberg (12. Jh., Kapitel 36: 228–232). Das große Projekt der Kircheneinheit scheidet aber trotz der Versuche auf dem Konzil von Lyon 1274 (248–250) und in Ferrara-Florenz (267–272).

Mit seiner handwerklich soliden Untersuchung hat Ch. sowohl was die Themenstellung als auch die Art der Bearbeitung betrifft der Ökumene mit den Ostkirchen einen guten Dienst erwiesen. Seine Darstellung folgt in deskriptiver Form den Beziehungen zwischen den Kirchen in Ost und West durch die Jahrhunderte, wobei sich der Verfasser bewusst jeglicher eigener Bewertungen enthält und seinen Blick vornehmlich auf die Theologie- und Dogmengeschichte richtet. Zumindest Grundkenntnisse in diesen Bereichen

setzt die originelle Darstellung stets voraus. Dem aus ökumenischem Geist geschriebenen Buch ist nicht zuletzt dank der mittlerweile verfügbaren preisgünstigeren Paperback-Ausgabe eine weite Verbreitung, insbesondere im Bereich der Orthodoxie, zu wünschen.

Würzburg

Josef Rist

*Chadwick, Henry: The Church in Ancient Society. From Galilee to Gregory the Great, Oxford/New York: Oxford University Press, 2001 (Oxford History of the Christian Church), X+730 S., ISBN 0-19-924695-5.*

Henry Chadwick, der unbestrittene Doyen der internationalen Patristik, hat im Laufe seines Lebens gleich drei Gesamtdarstellungen der Geschichte der Alten Kirche veröffentlicht. 1967 verfasste er als Band I der Reihe der „Pelican History of the Church“ unter dem Titel „The Early Church“ eine knappe Einführung, die 1972 auch auf Deutsch erschien („Die Kirche in der antiken Welt“) und seither als ein Standardwerk zur ersten Orientierung gilt. 2001 folgte das hier zur Rede stehende Buch. Doch damit nicht genug. Nur zwei Jahre später legte Chadwick eine dritte Darstellung des Themas vor („East and West. The Making of a Rift in the Church. From Apostolic Times Until the Council of Florence“, Oxford 2003), wobei er die Linien bis ins Spätmittelalter auszog – mit einem deutlich ökumenischen Interesse.

„The Church in Ancient Society“ ist also das zweite Buch der Trias: ein großer Gesamtentwurf aus einem Guss, darin sich deutlich unterscheidend von dem anderen großen Werk, das unlängst in Großbritannien publiziert wurde: dem ersten Band der von Margaret Mitchell und Frances Young herausgegebenen Cambridge History of Christianity (der allerdings nur bis zu Konstantin reicht). Das wird strukturell schon daran deutlich, dass Mitchell und Young einer Gliederung nach Identitätsmerkmalen, geographischen Zentren und theologiegeschichtlichen Entwicklungen folgen, während Chadwick i.w. chronologisch vorgeht und auf größere Gliederungseinheiten verzichtet.

Die Verknappung der Darstellungsmittel ist überhaupt typisch für dieses faszinierende Buch: Hauptsatz folgt auf Hauptsatz, häufig in asyndetischer Reihung, manche Zusammenhänge bleiben assoziativ. Eine Fülle kleiner Anekdoten und pointierter Aperçus, sententiöser Raffungen und geistiger Feinschnitte werden

von Chadwick wie winzige Mosaiksteinchen feinsäuberlich nebeneinander gesetzt. Erst im Kopf des geeigneten Lesers ergibt sich daraus ein farbiges Panorama der Epoche.

Nach steilen Thesen sucht man hier vergebens, vielmehr handelt es sich um eine „unpartheyische Kirchen- und Ketzer-Historie“ im besten Sinne. Jederzeit bleibt der Verfasser ganz einer auf überflüssige Kommentare verzichtenden „pragmatischen“ Geschichtsschreibung verpflichtet. Nur gelegentlich erlaubt er sich eine milde Ironie. Im Kapitel über Frauen unter Jesu Anhängern heißt es abschließend: „A holy woman might turn to a holy man to ask his intercessions that God would grant her a child. When her prayers were answered, malicious whispers could suggest that the saint had contributed more than his prayers“ (S. 55). Der Tod des Arius auf einer öffentlichen Latrine wird folgendermaßen kommentiert: „Gibbon thought the story left the historian a choice between miracle and poison. Athanasius thought it providential.“ (S. 201).

Allenfalls der Kenner der Materie wird behutsame Akzentuierungen wahrnehmen: So verzichtet Chadwick darauf, die Pluralität des spätantiken Christentums zu betonen. Die Grenzen zwischen Kirche und Nichtkirche werden – mindestens implizit – immer klar gezogen. Auch darin unterscheidet er sich deutlich von der genannten Cambridge History. So heißt es im Kapitel über den christlichen Gottesdienst einleitend: „Yet the point of the Church in its own self-understanding lies in faith in God who became and is present to believers in Christ and through the experience of the Holy Spirit.“ Dies werde nicht sichtbar in Synoden oder episkopalen Entscheidungen, sondern im Gottesdienst: „Characteristic of Christian worship is a dialogue between God and the people of God. The forms which this takes are called liturgy, which is not so much a precise and prescribed pattern of sentences as a pattern of symbolic words and actions through which the presence of the Lord is realized“ (S. 212). Im liturgisch grundierten Kirchenbegriff verrät sich dann doch der Anglikaner.

Trotz des erheblichen Umfangs ist die Darstellung nie geschwätzig – im Gegenteil: Vieles ist von geradezu lakonischer Kürze. So endet die „Introduction“ mit der Bemerkung: „In short there was much continuity with what had gone before, but always some discontinuity“ (S. 3). Sodann setzt Chadwick mit den Jüngern Jesu ein und bietet in sieben Kapiteln eine Geschichte des Urchristentums, bevor die weitere Entwicklung in

den Blick kommt, die bis zu Gregor dem Großen behandelt wird und somit die ersten sechs Jahrhunderte umfasst. Ein restlierendes Schlusskapitel fehlt. Vielmehr hört das Buch mit einer knappen Darstellung der Entwicklung des Instituts der Buße völlig unspektakulär auf. Die Geschichte der Kirche ist nicht zu Ende, sie läuft einfach weiter, und daher ist für *perorationes* auch kein Ort.

Auffallend ist die Konzentration auf die handelnden Personen. Viele Abschnitte sind kleine biographische Vignetten. Das Augustinus-Kapitel etwa umfasst nicht mehr als sechs Seiten (wobei allerdings der Bischof von Hippo und sein Denken auch in anderen Kapiteln präsent sind). Theologische und strukturelle Fragen werden diesem Zugang untergeordnet. Erst ab der reichskirchlichen Zeit wird die Darstellung großflächiger, werden etwa der Gottesdienst, das Mönchtum, die Wallfahrten und eben die Buße eigens thematisiert.

Auch viel traktierte Ereignisse können in der Darstellung Chadwicks noch neue Einsichten eröffnen. Ein Beispiel ist die Regierung Konstantins: Die in letzter Zeit wieder stark diskutierte Frage nach der persönlichen Frömmigkeit des Kaisers bleibt weitgehend außen vor; stattdessen konzentriert sich Chadwick auf die Wahrnehmung der Um- und Nachwelt. Ungeachtet der Frage nach seiner ursprünglichen Bedeutung wurde das Labarum mit dem Chi-Rho-Monogramm auch von Heiden als christliches Symbol verstanden, denn sonst hätte Julian es nicht abgeschafft: „The pagans thought he had changed everything they held dear. If any Christians felt qualms of uncertainty about his [sc. Konstantins] faith, pagans did not“ (S. 206; vgl. bereits S. 186). Die Verlegung des Hofes in das neu gegründete Konstantinopel hatte schwerwiegende Konsequenzen für die Zukunft der Kirche: „The erection of a parallel church authority in the Greek east imported into the political tension a difference in ecclesiology, with the Latin West thinking of the Church as a sphere or circle with Rome at its centre, the East understanding the Church of the empire as an ellipse with two foci, virtually equal in jurisdictional power, yet granting a genuflexion of supreme honour to the bishop of Old Rome who represented the Latin west. Old Rome would continue to be ceremonially visited, but it was no longer to be the western emperor's residence.“ Geriet die Kirche des Westens aber damit ins Abseits? Keineswegs. Chadwick fährt fort: „That gave a degree of freedom to bishops of Rome, while the proximity of the em-

peror at Constantinople to the bishop of New Rome could cause awkwardness" (S. 189). Das muss man erst einmal besser sagen!

Aktuelle Debatten wie die um die Rolle der Frauen in der Kirche (hier werden die deutschen Arbeiten von Anne Jensen und Ute Eisen zitiert) oder um den Trennungsprozess von Judentum und Christentum sind im Blick, werden aber ganz in die Geschichtserzählung integriert. Die Frage nach den Gründen der Marginalisierung von Frauen oder den Ursachen des christlichen Antijudaismus' bleiben unerörtert. Kirchengeschichte ist – wie Geschichte überhaupt – Nacherzählung, keine theologische Grundlagenreflexion. Einer klaren Positionierung des Verfassers tut dies keinen Abbruch. Über die Predigten *Adversus Iudaeos* des Johannes Chrysostomos heißt es, sie seien „passionate and scurrilous“ und eine „schmerzliche Lektüre“ („painful reading“, S. 480).

Chadwicks Darstellung ist nicht analytisch, sondern narrativ orientiert. Sie fesselt in ihrer stilistischen Eleganz und fordert in ihrer geistigen Verdichtung. So steht sie in der besten Tradition der angelsächsischen Geschichtsschreibung – aber etwas anderes hätte man ohnehin nicht erwartet.

Bonn

Wolfram Kinzig

*Fiedrowicz, Michael: Apologie im frühen Christentum.* Die Kontroverse um den christlichen Wahrheitsanspruch in den ersten Jahrhunderten, Paderborn/München/Wien/Zürich: Ferdinand Schöningh, 2000, ISBN 3-506-72733-8, 361 S.

Eine zusammenhängende Darstellung der altchristlichen Apologetik ist in deutscher Sprache seit Johannes Geffckens brillant-einseitiger Monographie aus dem Jahr 1907 nicht mehr erschienen (J. Geffcken, Zwei griechische Apologeten, Leipzig/Berlin 1907). Der katholische Patristiker Michael Fiedrowicz (im folgenden: Vf.) legt mit diesem Buch eine Untersuchung vor, die im Urteil ausgewogener ist als Geffckens Studie und in der Anlage über Pierre de Labriolles klassische Darstellung (P. de Labriolle, La réaction païenne. Étude sur la polémique antichrétienne du Ier au VIe siècle, Paris 1934; 10. (=13.) Aufl. 1948) hinausgeht: Während Labriolle die Geschichte der Apologetik gefällig zu erzählen wusste, bietet der Vf. eine gelehrte *Summa*, die enzyklopädisch nacheinander alle Aspekte des Untersuchungsfeldes systematisch ableuchtet. Völlig richtig, wenn auch unzureichend

begründet (vgl. dazu die magere Fußnote S. 13), ist dabei die Ausblendung der antijüdischen Literatur, die weithin anderen Diskursregeln folgt als die antipaganen Texte.

Wie Labriolle versteht auch der Vf. Apologetik nicht als eine Erscheinung des 2. und evtl. 3. Jahrhunderts, sondern als eine theologische Haltung, die das Christentum von seinen Ursprüngen über die Konstantinische Wende hinaus bis zum „Untergang des Heidentums“ begleitet hat. Untergang des Heidentums? Insofern das Heidentum immer Bestandteil der (äußeren wie inneren) Geschichte des Christentums gewesen ist, wie neuere Untersuchungen zeigen, deutet sich hier bereits ein erstes Problem an: Wo enden? Wenn man unter diesem Gesichtspunkt beginnt, in dem Buch zu blättern, so stellt man fest, dass der Vf. den ersten Teil seines Werkes, den historischen Durchgang, mit Augustin abschließt, in dessen „monumental-epochale[m] Werk *De civitate Dei*“ die altkirchliche Apologetik „ebenso ihren Höhepunkt wie ihren Abschluss gefunden“ habe (S. 144). Mit Orsius, der gewissermaßen als Postskript behandelt wird, sei „die von Augustin vollzogene Entflechtung von *Romanitas* und *Christianitas*“ wieder „rückgängig“ gemacht, „die Apologie erneut dem Wechselspiel von Politik und Geschichte preisgegeben“ worden (ebenda). Überrascht fragt man sich, warum denn der Vf. apologetische Monumentalwerke wie die Kyrills von Alexandrien oder Theodorets links liegen gelassen hat, nur um nach einem Blick ins Namensregister festzustellen, dass sie bei ihm 30 Seiten *früher* im Kapitel „Die pagane Restauration unter Kaiser Julian Apostata“ abgehandelt worden waren. Mit der Schließung der Athener Akademie durch Justinian habe „die apologetische Literatur griechischer Sprache“ ihren Abschluss gefunden (S. 115) – immerhin über hundert Jahre *nach* Augustin!

Es will also dem Vf. nicht recht gelingen, des Stoffes Herr zu werden, was nicht allein an dessen überbordender Fülle liegt. Vielmehr ist das Buch einem geistes- und theologiegeschichtlichen Ansatz verpflichtet, der sich für ein tiefer gehendes Verständnis des schillernden Phänomens der Apologetik als eigentümlich insuffizient erweist. „Apologetik“ ist im Zeitalter der Reichskirche sehr schnell nicht nur in der Tendenz, sondern geradezu „kategorial“ anders als in den drei Jahrhunderten zuvor. Doch um diesen „Kategorienwechsel“ in seiner Tiefe zu erfassen, hätte es ausführlicherer Reflexionen zum Verhältnis von Religion und Macht einerseits und zu den Mutationen des spätantiken reli-